Nr. 222. 38. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Montag, 3. Mai 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Sumpf.

Der Finanzkarren sitzt im Sumpfe fest; dem Reichskutscher auf dem Bocke schlagen die schmutzigen Wellen schon bis an den Hals. Nie vielleicht war der listenreiche Fürst Bülow so sehr in Verlegenheit wie an seinem sechzigsten Geburtstag. Soll er gehen oder bleiben? Soll er den Reichstag weiterwursteln lassen oder ihn auflösen? Soll er den Block noch einmal mit neuem Leben zu erfüllen suchen oder neue Parteikombinationen sich dienstbar machen? Noch bleibt ihm die Möglichkeit für die eine oder andere Alternative. Aber wie zu den Zeiten des Lyderkönigs Krösus gibt das delphische Orakel auf die Frage, wie es kommen wird, nur die Rätselantwort: „Wenn du über den Halys gehst, wirst du ein großes Reich zerstören."

Geht es nach dem Wunsche der klerikal-konservativen Koalition, die sich im Laufe der letzten Woche immer fester zusammengeschlossen hat, so plätschert die Finanzkommission in dem Sumpfe weiter herum. Sie fühlt sich in ihm offenbar ganz besonders wohl. Deshalb hat sie sich dem Wunsch des Abgeordneten Paasche, des Vorsitzenden der Finanzkommission, die Kommissionsbeschlüsse über die Wertzuwachssteuer an das Plenum des Reichstages zu bringen, widersetzt und auf diese Weise erreicht, daß morgen in der Kommission nach der Besitzsteuerepisode in der Beratung der Branntweinsteuer fortgefahren wird. Ja, die Finanzkommission will sogar an das Plenum das Ansinnen stellen, seine Beratungen während der ganzen Woche zu suspendieren, damit sie ungestört arbeiten könne.

Dabei muß man sich doch darüber klar werden, daß aus der Kommissionsberatung nichts herauskommen kann, so lange über die Form der Besitzsteuer keine Entscheidung getroffen worden ist. Man muß es dem Fürsten Bülow zugestehen, daß er nach einigen Schwankungen sich auf den Boden der höheren Erbschaftsbesteuerung in der Form der Erbanfallsteuer gestellt hat. Er war dazu durch die Haltung der verbündeten Regierungen genötigt, die keinen Zweifel daran gelassen hatten, daß sie für das „Besitzsteuerkompromiß", das Herr Spahn noch am Sonnabend wieder aufleben lassen wollte, nicht zu haben seien. Aber er hat doch schließlich mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß er an der Ausdehnung der Abgabe auf die nächsten Verwandten in der Form einer Erbanfallsteuer festhalten müsse. In dieser Beziehung erklärte auch am Sonnabend die „Nordd. Allg. Ztg.", es habe sich die „absolute Notwendigkeit" herausgestellt, die Erbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten festzuhalten. Solange die Reichsregierung in dieser grundlegenden Frage konsequent bleibt, haben auch die liberalen Parteien keine Veranlassung, sich von ihr zu trennen.

Nur darf man auch die Schwierigkeiten nicht übersehen, die sich der Verwirklichung des Gedankens der Erbanfallsteuer entgegenstellen. Es mag zutreffen, daß die Abstimmung in der Kommission kein ganz klares Bild von der Verteilung der Kräfte im Plenum des Reichstages bietet. Denn die vierzehn Kommissionsstimmen der Konservativen, des Zentrums und der Polen mochten in der Kommission ausreichen, den Befürwortern der Erbanfallsteuer das Gleichgewicht zu halten. Im Plenum würden diese obstruierenden Parteien nicht verhindern können, daß die Erbanfallsteuer angenommen wird. Aber die Voraussetzung dabei bleibt, daß auch die Sozialdemokraten für den Regierungsantrag stimmen. Daran ist indessen nicht zu denken. Der „Vorw." spricht sich darüber ganz klar aus, wenn er schreibt:

„So sehr unsere Partei (dem Erfurter Programm gemäß) als Mittel zur Deckung des Reichsbedarfs die Reichsvermögens-, Reichseinkommen- und Reichserbschaftssteuer empfiehlt, so wenig ist sie geneigt, der Regierung, lediglich um diese aus der Verlegenheit zu helfen, irgendeine verkümmerte, vielleicht nur 40 bis 50 Millionen Mark einbringende Erbanfallsteuer zu bewilligen und dadurch dazu beizutragen, daß die Regierung ein Steuerprogramm zu verwirklichen vermag, das den Unbemittelten zu imperialistischen Zwecken eine neue Steuerlast von 400 Millionen Mark auflädet, während die besitzenden Klassen mit dem vierten oder fünften Teil dieser Summe wegkommen. Sollte die Regierung sich der Täuschung hingeben, für solche Versuche die Hilfe der Sozialdemokratie zu erlangen, so können wir ihr von vornherein sagen, daß sie falsch kalkuliert."

Die Sozialdemokratie kommt also für die Reichsfinanzreform nicht in Betracht, auch nicht, soweit die Erbanfallsteuer zur Debatte steht. Die Reform kann deshalb nur mit den Konservativen zustande kommen, oder sie kommt überhaupt nicht zustande, wenigstens nicht in diesem Reichstage.

Auch die Möglichkeit, daß die Finanzreform mit den Konservativen, dem Zentrum und den Polen gemacht wird, muß wenigstens, solange Fürst Bülow Reichskanzler bleibt, als ausgeschlossen angesehen werden. Deshalb erscheint die ganze politische Situation unheilbar verfahren. Es hat wirklich keinen Zweck mehr, die Räder des Reichskarrens sich weiter im Sumpf drehen zu lassen, da es feststeht, daß sie den Wagen nicht von der Stelle bringen können.

In einer so gefährdeten Situation bleibt nichts anderes übrig, als neue Kräfte zur Bewältigung der entgegenstehenden Schwierigkeiten heranzuziehen. Wenn die Abgeordneten nicht weiter können, dann müssen die Wähler helfen. Nur darf man nicht übersehen, daß eine Wahlparole, die nichts als neue Steuern will, selbst wenn es direkte Reichssteuern sind, sich als wenig zugkräftig erweisen würde. Wie im Reich alle Rückständigkeit von Preußen kommt, so kann auch der Ruck nach vorwärts nur von Preußen ausgehen. Vielleicht wäre es verfrüht, schon jetzt den Reichstag auflösen, weil der neue Reichstag, er mag aussehen, wie er will, nicht viel weiter hilft. Aber wenn ein neues Regime in Preußen zum Durchbruch kommt, dann wird auch im Reiche die Finanzfrage spielend gelöst werden können.

Das Reich befindet sich in einer Schicksalsstunde. Ehe der Reichskanzler wagen darf, sich von den Wählern ein Vertrauensvotum zu holen, muß er es sich in Preußen verdienen. Er beseitige endlich das Dreiklassenwahlrecht, wozu er vollauf die Macht hat, er führe das direkte und geheime Wahlrecht ein und setze eine neue Wahlkreiseinteilung durch, dann wird er auch der Schwierigkeiten im Reich Herr werden. Das sieht wie ein Umweg aus; aber nicht immer ist der gerade Weg auch der sicherste. Die Hauptsache bleibt, daß wir endlich aus dem Sumpf herauskommen, in den wir hauptsächlich durch die Schuld der preußischen Reaktion geraten sind.

* * *

Eine Kundgebung der freisinnigen Vereinigung.

Der Gesamtvorstand des Wahlvereins der Liberalen (freisinnige Vereinigung), verstärkt durch die Abgeordneten der Partei im Reichstage und preußischen Landtage, hielt am Sonnabend und Sonntag im Reichstagsgebäude eine aus allen Teilen des Reiches gut besuchte Sitzung ab, in der zur gegenwärtigen politischen Lage Stellung genommen wurde. Die Konferenz nahm einen vortrefflichen Verlauf und brachte die volle Einmütigkeit der Partei in der Reichsfinanzfrage und in der Beurteilung der gesamten politischen Situation in erfreulichster Weise zum Ausdruck. Nach lebhaften und eingehenden Besprechungen wurde einstimmig die folgende Resolution Gothein-Pachnicke angenommen:

Der Vorstand des Wahlvereins der Liberalen hält in Übereinstimmung mit der parlamentarischen Vertretung der Partei das Zustandekommen einer gründlichen Finanzreform im nationalen Interesse für notwendig. Eine Mitarbeit des Freisinns ist indes nur möglich, wenn eine ausreichende Besteuerung der Erbschaften erfolgt. Lehnt die konservative Partei diese allgemeine Belastung des Besitzes ab, dann trifft sie die Schuld am Scheitern der Reform.

Eine Wertzuwachssteuer auf Immobilien kann als Ersatz für in Wegfall kommende indirekte Steuern dienen, nicht aber als Ersatz für die Erbschaftssteuer.

Eine endgültige und dauernde Regelung der Finanzverhältnisse des Reiches ist nur durch eine Abkehr von der agrarisch-hochschutzzöllnerischen Wirtschaftspolitik und durch Einführung quotisierbarer direkter Reichssteuern zu erreichen.

Bei dem Ernst der politischen Lage ist mit der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung zu rechnen. Unsere Organisationen werden deshalb aufgefordert, in die Vorbereitungen zum Wahlkampf schleunigst einzutreten.

Der geschäftsführende Ausschuß wurde fernerhin vom Vorstande beauftragt, den ordentlichen Parteitag zu geeigneter Zeit im Laufe des Jahres einzuberufen.

Nach der Vorstandssitzung vereinte ein Festmahl die Mitglieder und Parteifreunde nebst ihren Damen.

Die Hinrichtungen in Konstantinopel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 3. Mai.

Heute am frühen Morgen fanden in Stambul zwölf Exekutionen statt. Am Ausgang der großen Brücke in Stambul wurden drei, vor dem Parlament fünf, vor der Sultan Bajasid-Moschee respektive dem Serasker vier aufgehängt. Die Gehenkten, bei denen unter den weißen Anzügen die Uniform respektive die Zivilkleidung hervorschaut, tragen auf der Brust einen großen Zettel mit der Aufschrift ihres Urteils. An der Brücke hängen die Mörder des dort getöteten Offiziers, vor dem Parlament zwei Büchsenspanner des Sultans Abdul Hamid und der Troupiermajor von Taschkischla, der einer der Haupträdelsführer war. Die Galgen bestehen aus dreipyramidenförmig zusammengefügten Balken und sehen etwa wie ein Krahn aus. Die Gehenkten sind nur einen halben Meter hochgezogen. Tausende und Abertausende wandern nach Stambul, um das abschreckende Beispiel zu sehen.

*

Die Gerüchte, daß der Kammerpräsident Achmed Riza demissionieren werde, finden keine Bestätigung. Achmed Riza, der der gestrigen Kammersitzung noch präsidierte, hat selbst die Nachricht für unrichtig erklärt. Der Sultan, die Regierung und das Parlament bereiten für die Offiziere und Mannschaften der mazedonischen Armee Ehrungen, für die Verwundeten und für die Familien der Opfer Versorgungen vor.

Die Demission des **Kabinetts Tewfik**, die von uns bereits als nahe bevorstehend angekündigt wurde, soll nach einem Telegramm der „Frankf. Ztg." bereits erfolgt sein. Nunmehr werde wieder der

Josip Smodlaka.

Von (Nachdruck verboten.)

Hermann Bahr.

Mit Smodlaka gings mir wie mit dem heiligen Biago. Den trifft man überall, wo man immer in Ragusa geht. Ueber jedem Tor steht er, aus jeder Nische schaut er, jede Mauer trägt sein Bild. Immer scheint es ein anderer Heiliger zu sein: bald ein zierliches Männchen, zwischen korinthischen Säulchen, den Bart ganz lang und spitz, die Mütze ganz lang und spitz, den Finger der warnenden und drohenden Hand ganz lang und spitz, so blickt er von der Porta Pile aus dem gelben Stein in den grauen Zwinger, dem lieben Nikolo bei uns zu Haus gleich; bald wieder seltsam feierlich, kindlich stilisiert, ein Sarastro aus Lebzelt, wunderbar hager und steif gehalten, in der rechten Hand das Modell der Stadt, die linke mit einem schmalen Hirtenstab, so hält er im Hafen die Wacht; bald wieder, wie über dem Fenster der alten Dogana, in der anmutigsten venezianischen Nische, ein rechter Kinderschreck und böser Gnom mit einem Umhängbart und fetten kleinen Fäusten, einem ganz kurzen, plumpen, atemlosen Rumpf und den winzigsten zittrigsten Beinchen. Und immer ist's doch derselbe: der Heilige der Stadt, dem auch die schöne Barockkirche am Stradone gehört. Er hat die Stadt in seiner Hut, jeder vertraut sich ihm an; und so geschieht's, daß jeder sich nach der eigenen Not sein Bild von ihm macht. Wie von Smodlaka. Der steht auch überall in Dalmatien. Wovon man immer mit den Leuten zu reden beginnt, um ihre Sorgen, ihre Hoffnungen, ihre Wünsche zu hören, zuletzt wird plötzlich sein Name laut. Sie klagen, sie sind bettelarm, niemand will ihnen helfen. Sagt man ihnen, es sei doch in Wien mancher gute Wille für ihre Not bereit, so verschleiern sich die mandelförmigen samtenen Augen, argwöhnisch stockt das Gespräch, dunkel wird es. Aber plötzlich lacht dann einer und sagt: „Wir werden Wien brauchen, nein, wir haben ja jetzt den Smodlaka!" Und gleich ist es hell. So viel Sonne bringt ihnen der bloße Name. Oder man spricht von alten Zeiten, unter den Venezianern, unter den Türken, als der Dalmatiner noch mitten im Sturm der Geschichte stand; und die gelben Wangen röten sich, die leisen dunklen weichen Stimmen springen auf, bis einer traurig sagt: Es war einmal! Und aller Glanz ist plötzlich erloschen, und aller Stolz wieder versunken, sie sitzen still, draußen wirft die Bora den weißen Schaum über die Riffe. Sie hören es und horchen. Und in das Zischen hinein, während der Sturm so mit seinen zornigen Schwingen schlägt, daß das eherne Tor des Himmels einzubrechen scheint, fragt einer dann: Und jetzt, und jetzt? Aber da sagt ein anderer, während die scheiternden Wasser heulen: Und jetzt, vergeßt nicht, haben wir doch den Smodlaka! Und es ist, als wäre plötzlich ein großes schweres altes Schwert gezückt durch seinen bloßen Namen. Oder man fragt etwa, ungeweiß, sich in allen diesen Zank von Serben und Kroaten, Alten und Jungen, Bedächtigen und Beweglichen zu finden, fragt nach Programmen, fragt nach der Herkunft und der Richtung der Parteien, da steht mitten im Gespräch plötzlich ein ungeduldiger junger Mensch mit dunklen Locken auf und schüttelt alles ab und sagt: Das ist alles Unsinn, das zählt nicht, das sind Masken, wir haben überhaupt erst seit vier oder fünf Jahren wieder ein politisches Leben, denn unser politisches Leben in Dalmatien besteht nämlich aus Smodlaka! Und so bekam ich's immer wieder zu hören, überall, von Intellektuellen und Bauern und Arbeitern, auf dem Land und in den Städten, von Nationalen und Demokraten und Sozialisten: Smodlaka, Smodlaka! Jeder ruft ihn an, in ihm glauben sich alle zu finden. Er hat jedes Vertrauen, ihm will jeder gehorchen. Er ist die allgemeine Landeshexende. Er ist der neue San Biago der dalmatinischen Jugend.

Dieser neue Biago ist Advokat in Spalato, Landtagsabgeordneter und fast Reichsratsabgeordneter. Wer nämlich jetzt eigentlich der Reichsratsabgeordnete von Spalato ist, weiß man seit der letzten Wahl nicht. Die Regierung behauptet, es sei Monsignore Franz Bulic gewählt worden. Monsignore Bulic ist ein unendlich feiner, unendlich liebenswürdiger und unendlich gelehrter alter Herr, der sein Leben damit verbringt, die versunkene Stadt Salona auszugraben. Er hat ein bißchen etwas von einem alten Landpfarrer, ein bißchen etwas von dem deutschen Philologen der „Fliegenden Blätter" und ein bißchen etwas von einem Wiseñar. Wenn man so neben ihm sitzt, zwischen geborstenen Kapitälen, zersprungenen Aphroditen und verwaschenen Inskriptionen, und er einem nun die Stadt, des Diokletian erklärt, sieht man, daß er sie sieht, vor seinen Augen steht sie da, und er geht in ihr herum. Wenn er aber in der heutigen Stadt Spalato herumgeht, hat er diese Sicherheit nicht, und ich zweifle sehr, daß er sie sieht. Was auch vielleicht ein bißchen zuviel verlangt ist von einem und demselben Mann: mit eben denselben Augen zu sehen, was vor tausend Jahren war, und zugleich, was heute ist; es gehörte dazu eine nicht gemeine Fähigkeit der Akkommodation. Die letzte Wahl spielte sich nun so ab: Smodlaka war der Kandidat, der Bezirkshauptmann aber erklärte, Bulic sei der Kandidat, was Bulic, höchst erschreckt, eifrig bestritt. Die Wähler erklärten nach der Wahl, sie hätten Smodlaka gewählt. Der Bezirkshauptmann aber erklärte, sie hätten Bulic gewählt. In Wien hielt man sich an das, was der Bezirkshauptmann erklärte. In Wien glaubt man heute noch, Bulic sei der Abgeordnete von Spalato. Bulic aber selbst glaubt es nicht, ihm ist es nicht geheuer, er übt sein Mandat nicht aus, er weigert sich, er will nicht. Wohl auch weil ihm das versunkene Salona lieber ist, da kennt er sich aus, und dort gab es auch damals noch keinen Bezirkshauptmann. Die ganze Sache ist sehr österreichisch, man muß einen österreichischen Kopf haben, um sie zu verstehen; auch in Galizien gibt es das ja, und nun muß man wissen, daß, was Wahlen betrifft, dalmatinisch noch der Komparativ von Galizisch ist.

Als ich nun nach Spalato kam, beschloß ich, Smodlaka aufzusuchen. Ich wollte den Mann sehen, an den sein ganzes Volk glaubt. Solche Männer haben wir heute nicht. Wir in Wien, wir in Berlin. Vielleicht gehört es zur „Kultur", solche Männer des Vertrauens nicht zu haben. Also ging ich aus, sein Haus zu suchen. Wie man in polnischen Städten, wohin man auch gehe, zunächst immer auf den „Ring" kommt, einen Platz, auf den die Bewohner der Stadt ihr Leben zubringen, so ist es hier der Gospodski Trg, die Piazza dei Signori, zu der jeder Weg führt. Hier ist der Orient, alle Farben sind hier, das Leuchten der ausgebotenen Orangen verblaßt am Feuer dieser Trachten. Wunderschöne alte Leute mit ganz stillen, ganz großen Gebärden. Sie lehnen den weißen Kopf an die Mauer und ruhen aus. Sie ruhen immer aus. Manchmal schreit einer plötzlich etwas, ein anderer springt auf, sie fahren sich an, jetzt sind zehn, jetzt schon zwanzig beisammen, im Rudel so dicht beisammen, daß es ein einziger ungeheurer Rumpf mit unzähligen Köpfen und Armen scheint, sie schreien, sie stoßen, sie drängen und doch bleibt mitten im Lärm die